

Bereichsbesprechung

Systemtheorie

CRISTINA BESIO

PETER FUCHS, Konturen der Modernität. Systemtheoretische Essays II. Bielefeld: transcript 2005, 192 S., kt., 21,80 €

Einleitend definiert Peter Fuchs die Moderne als „Liste“, weil dies suggeriert, dass hier Heterogenität herrscht und die bloße Reihung als Ordnungsprinzip gilt (9). Vor diesem Hintergrund behandeln die Aufsätze dieses Buches, die alle schon anderswo erschienen sind, verschiedene Facetten des modernen Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft.

Eine wichtige theoretische Klarstellung wird in dem Beitrag zum Begriff der „Adresse“ geleistet. Die Systemtheorie verzichtet auf Handlung als Grundbegriff, jedoch verschwinden die Akteure nicht: sie bleiben als Konstrukt der Kommunikation. Um dies zu markieren wird der Begriff der Adresse demjenigen des Akteurs präferiert, weil Adressen zweifellos soziale Konstruktionen sind. Davon ausgehend stellt sich die Frage, wie und mit welchen Folgen verschiedene Gesellschaften Adressen konstruieren. Der Autor verfolgt diese Frage in den vier nachfolgenden Aufsätzen, die als Ausgangspunkt die Konstruktion von Adressen in stratifizierten Gesellschaften und in der funktionalen Differenzierung nehmen. In den ersten sind Individuen in Schichten inkludiert und erhalten dadurch entsprechende Kommunikationschancen. In der Moderne hingegen sind Menschen an unterschiedlichen Systemen beteiligt, die jeweils spezifische Adressen bilden. Fuchs thematisiert einige Implikationen davon: 1. Ungleichheit ist in unterschiedlichen Gesellschaften verschieden. Im Mittelalter sind Menschen ungleich, weil sie von Geburt an zu unterschiedlichen Schichten gehören. Die Moderne hingegen verspricht Gleichheit, weil alle Menschen sich potentiell an Funktionssystemen beteiligen können. Trotzdem entsteht auch hier de-facto Ungleichheit: man denke nur an die verschiedenen Zahlungschancen! 2. Unterschiedliche Inklusionsformen entsprechen unterschiedlichen Identitäten. Während im Mittelalter Identität durch die Inklusion in einer einzelnen Schicht gegeben war, bildet sie sich in der Moderne als Gesamtheit disparater Adressen, die über den Namen gebündelt werden (99); 3. Unterschiedliche Inklusionsformen bedeuten unterschiedliche Formen der Exklusion und – das interessiert dem Autor besonders – der Re-inklusion bzw. Re-adressierung. Im Mittelalter führt der Verlust der Adresse ins „Unzuhause“, in die Vagabondage (136). Institutionen der Barmherzigkeit, geben den Menschen, denen sie helfen, als erstes wieder eine Adresse, indem sie diese etwa durch Ausweise auffassen. In der Frühneuzeit bildet die Justiz sogar eine spezielle Kategorie aus denjenigen, die keinen festen Wohnsitz haben. Dadurch kann sie Kriminalität behandeln. In der funktionalen Differenzierung versuchen Systeme wie die soziale Hilfe, Exklusion zu bändigen, indem sie etwa durch Zahlungen den Menschen eine Chance geben, wieder als Adresse zumindest in einem System zu gelten (151).

Dieses Buch ist zugleich eine empirisch materialreiche Anwendung der Systemtheorie und eine theoretische Erweiterung, die viele brisante Fragen aufnimmt. Dabei bietet Fuchs selten eine abschließende Antwort, sondern vielmehr Anregungen zu weiteren Forschungen.

PETER FUCHS, *Die Psyche. Studien zur Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt.* Weilerswist: Velbrück 2005, 156 S., kt., 20,00 €

Systemtheoretisch gesehen können Systeme nur als Differenz zu ihrer Umwelt aufgefasst werden. Als Konsequenz kann das Soziale nicht ohne das Psychische und umgekehrt das Psychische nicht ohne das Soziale existieren. Während es aber plausibel ist, dass das Soziale abhängig ist, ist es kontraintuitiv, dass das Psychische unselbstständig und abgeleitet ist. Genau diese provokative These wird in diesem Buch vertreten: Die Psyche ist nicht das Ursprüngliche, auf welches das Soziale aufbaut, sondern sie ist auf das Soziale angewiesen. Um diese These zu stützen, analysiert Peter Fuchs Operationen und Strukturen der Psyche und ihr Verhältnis zur Kommunikation. Somit arbeitet er an einer Theorie der psychischen Systeme, die im Rahmen der Systemtheorie von Niklas Luhmann längst fällig ist. Denn Luhmann unterscheidet psychische und soziale Systeme und behauptet, dass sie gemeinsam evoluiieren, wendet sich aber hauptsächlich der Analyse von sozialen Systemen zu.

Fuchs fängt mit der Wahrnehmung an. Psyche wird als organisierte Wahrnehmung definiert. Wahrnehmung ist immer Wahrnehmung von etwas, aber das Wahrgenommene entspricht nicht der Welt da „draußen“, sondern ist eine Konstruktion. Wahrnehmung ist immer nur gegenwärtig, sie „evoziert Welt in kompakter Unmittelbarkeit“ (31). Allerdings können Sinnssysteme nicht diese „Präsenz“ erleben, weil jede Wahrnehmung für sie schon sinnerfüllte Wahrnehmung ist. Dies wird durch das System Bewusstsein, das sich im psychischen System ausdifferenziert, geleistet: Das Bewusstsein gibt der Wahrnehmung eine Form, weil dieses System imstande ist, Zeichen zu verarbeiten. Das Bewusstsein (als dedizierte Operativität) setzt Zeichen in Verbindung, erinnert sie, erstellt Verhältnisse: zitiert Zitate im Medium Zeichen (63). An dieser Stelle macht Fuchs klar, wie die Psyche das Soziale braucht, um überhaupt eine Form anzunehmen. Denn die Zeichen, die das Bewusstsein verwaltet, werden nicht vom einzelnen Bewusstsein hergestellt, sondern sind sozial. In diesem Sinn sind psychische Systeme allgemein und gerade nicht individuell.

Die Abhängigkeit der Psyche vom Sozialen wird noch deutlicher, wenn man sich Phänomenen wie Gefühlen, dem Körper oder dem Unbewussten zuwendet, die für höchstindividuell gehalten werden. Auch diese Phänomene können vom Bewusstsein nur anhand von kommunikativ hergestellten Zeichen beobachtet werden. Mit dem Zeichen „Gefühl“ markiert die Kommunikation etwa, dass Wahrnehmungen nicht vollständig bezeichnet werden können. Entsprechend sind für das Bewusstsein „Gefühle“ Wahrnehmungen, die psychisch nicht mühe los prozessiert und in Sinn verwandelt werden können, sondern als „diffus“ erscheinen (88).

Das Buch verdeutlicht, dass im Rahmen der Systemtheorie nicht von Subjekten als ontologische Einheiten, sondern von einer Koproduktion von Psychischem und Sozialem ausgegangen werden muss (142). Die Abhängigkeit der Psyche vom Sozialen wird durch zahlreiche Verweise auf philosophische, psychoanalytische und literarische Texte untermauert. Hingegen wird die Frage, wie das Psychische zur sozialen Evolution beiträgt, bewusst nur am Rande behandelt.

FRANZ KASPER KRÖNIG, Die Ökonomisierung der Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven. Bielefeld: transcript 2007, 162 S., kt., 20,80 €

Die These der „Ökonomisierung der Gesellschaft“, die besagt, dass wirtschaftliche Prinzipien in andere gesellschaftliche Bereiche zunehmend eindringen, ist heute ein „Dauerthema“ (12). Davon ausgehend bietet Franz Kasper Krönig eine systemtheoretische Erklärung der Ökonomisierung an, die die Autonomie anderer Sektoren nicht negiert.

Nach dem Autor ist der Begriff der strukturellen Kopplung, den die Systemtheorie zur Erklärung der Verhältnisse zwischen Systemen anwendet, nicht geeignet, um die Ökonomisierung zu erläutern. Denn dadurch kann man zwar Irritationen, aber nicht die Dominanz einer Logik berücksichtigen (22). Stattdessen zeigt er mit dem Begriff der Nebencodierung, wie Ökonomisierung auf „systeminterner Ebene“ stattfindet (23). Nebencodierung wird als eine „Modulation“ (32) des Erstcodes eines Funktionssystems aufgefasst: Sie bewirkt die systeminterne Integration der Codierung anderer Systeme. Während systemische Kommunikation einem bestimmten Code folgt, operieren Systeme in einer Umwelt, die nicht codiert oder anders codiert ist. Diese wirkt auf das System nur als Irritation. An dieser Stelle fungieren Nebencodierungen als Mechanismen, die Irritation in Information transformieren. Insofern Nebencodierung die Inklusion von exkludierten Codes leistet, ist sie paradox. Um zu erklären, wie dieses Paradox aufgelöst wird, rekurriert der Autor auf die „generative Metapher“ von Donald A. Schön. Wie alle Metaphern bringen auch generative Metaphern unterschiedliche Objekte in Zusammenhang; dies findet aber als Prozess statt, in dem beide Objekte sich ändern. Anhand vieler Beispiele wird erklärt, wie mithilfe generativer Metaphern der Präferenzwert des Erstcodes durch Bezug auf eine fremde Logik umgedeutet wird. So entwickelt z. B. die Kunst eine Nebencodierung zur Wirtschaft durch folgende Umdeutung ihres Präferenzwerts: „Das, was schön ist, d. h. Gegenstand ästhetischer Einstellung, soll zugleich aufgrund der entparadoxierenden Weise der generativen Metapher (wirtschaftlich) erfolgreich sein“ (92). Im Prozess verändern sich die Konzepte des „schön“ und des „wirtschaftlich“, die in der Metapher des Erfolgs zur Harmonie kommen (93).

Obwohl Funktionssysteme Nebencodierungen zu allen anderen Funktionssystemen bilden können, lässt sich empirisch in den letzten Dekaden eine Steigerungen der Nebencodierungen zur Wirtschaft beobachten. Das ist eben die Ökonomisierung der Gesellschaft.

Aus diesem Buch gewinnt man den Eindruck, dass Nebencodierung nicht eine Alternative zur strukturellen Kopplung ist, sondern diese ergänzt, indem sie erklärt, wie Systeme Störungen in Informationen verwandeln. Da dieser Prozess systemtheoretisch noch nicht erschöpfend erklärt worden ist, ist das Buch ein wichtiger theoretischer Beitrag. Problematisch ist aber, dass es auf der Ebene der Codierung ansetzt, statt auf der Ebene des „fremdreferentiellen Bereichs der Programme“ (34), wie es naheliegender wäre.

GUNTER RUNKEL / GÜNTHER BURKART (Hrsg.), Funktionssysteme der Gesellschaft. Beiträge zur Systemtheorie von Niklas Luhmann. Wiesbaden: VS 2005, 329 S., br., 29,90 €

Dieser Band enthält ein breites Spektrum von Aufsätzen und umfasst sowohl Beiträge zu einzelnen Funktionssystemen als auch Beiträge zu grundlegenden Fragen der Systemtheorie.

Alle Artikel der ersten Art bieten eine kurze Beschreibung der Operationen, Strukturen, Medien und Codes (wenn vorhanden), Semantiken und

gegebenenfalls Selbstbeschreibungen einzelner Systeme an. Die meisten beschränken sich aber nicht auf eine Wiedergabe des Bekannten, sondern skizzieren auch die Entwicklung luhmannschen Denkens über Jahrzehnte, setzen sich mit der Rezeption auseinander und/oder bieten Erweiterungsvorschläge an. Gelungen ist etwa die Rekonstruktion von Matthias von Saldern der „Provokation“ der Systemtheorie an die Pädagogik, angefangen mit dem Vorwurf des Technologiedefizits der 1970er-Jahre (157). Bei Fragen der Rezeption werden sowohl Probleme als auch Chancen gezeigt. Monika Wohlrab-Sahr macht z. B. deutlich, dass die Rezeption von Seiten der Religionsforschung dadurch erschwert ist, dass Luhmann Religion als sozial auffasst, während für das Fach die Frage nach dem Sinn des Lebens auf individueller Ebene zentral ist. Trotz der Barrieren ist die Resonanz der Systemtheorie vielfältig. Dies kann man bei Pierangelo Maset lesen, der, auch anhand von Bildern, zeigt, wie systemtheoretische Begriffe (z. B. re-entry) sogar in der Kunst Irritationen auslösen (97). Die Systemtheorie bedarf aber auch Erweiterungen. Davon ausgehend, dass Luhmann überwiegend das politische Zentrum (das parlamentarische System) fokussiert und die Peripherie (etwa das Publikum) vernachlässigt, schlägt Kai-Uwe Hellmann eine feinere Analyse der Binnendifferenzierung des Politischen vor (42). Interessant ist auch der Vorschlag von Günter Burkart, der die Funktion der Familie nicht nur in der Inklusion der Vollperson sieht, sondern diese mit der Sozialisation zur Vollperson erweitert (123).

Die restlichen Beiträge behandeln disparate Fragen zur Systemtheorie. So fragt Jost Halfmann nach der Funktion der Technik, Karl-Siegbert Rehberg untersucht die Systemtheorie hinsichtlich ihres Konservatismus bzw. postmodernen Charakters und Alois Hahn imaginiert in Form einer Fiktion mögliche Eigenschaften einer zukünftigen Weltgesellschaft. Hartmut Esser zeigt, wie das Modell des soziologischen Erklärens von Luhmann die systematische Berücksichtigung von kommunikativen Prozessen bei der kulturellen Rahmung von Situationen gewonnen hat (245). Esser sieht es als problematisch an, dass Luhmann das Soziale ohne Einbezug von Individuen analysiert. Wie Uwe Schimank aber betont, impliziert das nicht, deren Relevanz zu negieren. Im Gegenteil, gerade die Trennung zwischen psychischen und sozialen Systemen verdeutlicht, dass die ersten immer eine „innere Freiheit“, eine Eigendynamik, haben, die von der Gesellschaft nicht in Anspruch genommen werden kann (278).

Dieser Band behandelt nicht nur Verdienste der Systemtheorie, sondern auch offene Fragen und Erweiterungsmöglichkeiten. Kritisch kann man sehen, dass dieses Buch zwar viele brisante Fragen zu einzelnen Funktionssystemen und zur Gesellschaft als Ganzem aufwirft, aber die zentrale und noch offene Frage der Verhältnisse zwischen Funktionssystemen völlig außer Acht lässt.

FRITZ B. SIMON, Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus. Heidelberg: Carl-Auer 2006, 120 S., kt., 12,95 €

Dieses Buch erklärt Schritt für Schritt die Grundlagen des systemischen Denkens und des Konstruktivismus. Insofern ist es ein theoretisches Buch. Dem Autor geht es aber auch darum, die Begriffe so darzustellen, dass sie auch für die Praxis verständlich und brauchbar werden.

Die erste eingeführte Grundlage des systemischen Denkens ist seine neue Idee von Kausalität: An die Stelle geradliniger Ursachen-Wirkungen treten zirkuläre Erklärungen, die statt isolierter Objekte ihre Relationen betrachten. Dies ist für Fragen der Steuerung notwendig, mit denen sich die Kybernetik befasst, weil dort die Interaktion verschiedener Elemente bedeutsam ist. Folg-

lich werden Systeme als Ganzheiten untersucht, deren Elemente in einem Netzwerk von Wechselbeziehungen verbunden sind (16). Ein zweiter Stützpfeiler der Systemtheorie ist der Begriff der Selbstorganisation. Während die Thermodynamik erwartet, dass geschlossene Systeme zur Entropie neigen, beobachtet man bei biologischen und sozialen Systemen Selbstorganisation, d. h. dass bei diesen Systemen Ordnung und Struktur durch rekursive Prozesse entstehen und aufrechterhalten werden. Der dritte zentrale Begriff der Systemtheorie ist die Autopoiesis. Bei Selbstorganisationsprozessen ordnet ein System seine vorgegebenen Elemente zu einer Struktur, darüber hinaus reproduzieren autopoietische Systeme ihre eigenen Elemente: „Autopoietische Systeme sind organisierte Systeme, die sich selbst erschaffen.“ (34)

Wenn die Systemtheorie nicht nur die Regelung von Systemen erforscht, die vom Beobachter isoliert sind (Kybernetik erster Ordnung), sondern auch den Beobachter in ihrer Beobachtung einschließt (Kybernetik zweiter Ordnung), trifft sie den Konstruktivismus. Denn den Beobachter einzuschließen heißt, dass seine Kriterien ins Zentrum rücken. Aus der Perspektive der ersten Ordnung scheint Beobachtung Widerspiegelung der Welt, für die zweite Ordnung hingegen ist das Beobachten eine aktive Tätigkeit. Das ist aber eine basale Erkenntnis des Konstruktivismus: Kognition heißt „Errechnung einer Realität“ im Sinne von „in Ordnung bringen“ (44f.). Man könnte auch sagen, dass die Beobachtungskriterien vom Beobachter selbst erfunden sind. Spannend ist dann die Frage: wie kommt ein solcher Beobachter in der Welt zurecht? Die Antwort ist: eine Beobachtung funktioniert, solange sie funktioniert. Erkenntnis bedeutet nicht Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit, sondern „Viabilität“ und „etwas wird als ‚viabel‘ bezeichnet, solange es nicht mit etwaigen Beschränkungen oder Hindernissen in Konflikt gerät.“ (70) Ausgehend von diesen Überlegungen beschäftigt sich Simon dann gesondert mit sozialen Systemen, die als autopoietische Systeme beschrieben werden, die die genuin soziale Operation der Kommunikation reproduzieren. Dabei interessiert den Autor vor allem die Frage, wie sich die vielfältigen sozialen Systeme ausdifferenzieren. Ausdifferenzierung wird hier als eine Strategie der Paradoxe entfaltung aufgefasst. So trifft man in Organisationen z. B. auf Paradoxe, wenn Ziele erreicht werden sollen, die sich gegenseitig ausschließen. Diese Unentscheidbarkeit kann durch interne Spaltung aufgelöst werden: zwei Untereinheiten beschäftigen sich dann mit unterschiedlichen Zielen.

Dieses Buch erfüllt seinen Anspruch auf Praxisorientierung. Das wird im Abschlusskapitel evident, in dem anhand von zehn „Denkanweisungen“ und nicht Handlungsanweisungen (112) kompakt gezeigt wird, wie folgenreich das systemische Denken für das Management sein könnte. Theoretisch ertragreich wirkt vor allem die Erklärung des Zusammenhangs zwischen Systemtheorie und Konstruktivismus und die ansatzweise hergestellte Verbindung dieser Denktraditionen mit der Komplexitätstheorie, der Chaostheorie und der Informationstheorie.

FRITZ B. SIMON, Einführung in die systemische Organisationstheorie. Heidelberg: Carl-Auer 2007, 128 S., kt., 13,40 €

Ziel dieses Buches ist es, ein Modell zum Verständnis der Organisation anzubieten, das auch für die Praxis aufschlussreich sein kann. Das wird gerade auf der Basis der Systemtheorie versucht – eine Theorie, die als abstrakt und praxisfern gilt.

Der Autor fängt mit der schwierigen systemtheoretischen Umstellung von Handlung auf Kommunikation an: Organisationen bestehen aus Kommunikation

tionen und nicht aus Handlungen, weil nur durch Kommunikation Handlungen verschiedener Akteure verbunden werden können. So muss man kommunizieren, „wenn man vor einer engen Tür steht und nicht entschieden ist, wer zuerst durchgeht“ (22). Organisationen bestehen nicht aus Handlungen von Menschen, sondern aus genuin sozialen Kommunikationen. Menschen sind nicht Teile der Organisation, sondern in deren Umwelt. Sie sind aber nicht irrelevant, vielmehr notwendige Voraussetzung. Denn wenn die Mitglieder nicht mitdenken oder mitmachen, kann eine Organisation nicht operieren. Was sind aber die Folgen für das Management, wenn Organisationen als eine autopoietische Abfolge von Kommunikationen definiert werden? Zuerst muss jeder Steuerungsversuch damit rechnen, dass Systeme nie direkt beeinflussbar sind. Außerdem besagt Autopoiesis, dass „Systemrationalität“ vor jeder Optimierung kommt (31–34). Was zählt ist in erster Linie, in einer bestimmten Umwelt zurecht zu kommen und weiter zu machen. Optimierung ist dagegen sekundär.

Nachdem Simon die spezifische Kommunikation von Organisationen, die Entscheidung, als Wahl zwischen Alternativen definiert, beschäftigt er sich mit den Organisationsstrukturen. Diese haben die Funktion Unsicherheit so zu reduzieren, dass die einzelne Entscheidung nicht zu viele Informationen bearbeiten muss und zu einer Wahl kommen kann. Zuerst widmet sich der Autor Programmen, Hierarchie und Personal. Diese Strukturen sind besonders wichtig, weil darüber Entscheidungen getroffen werden können und versucht werden kann, bestimmte Bedingungen wahrscheinlicher zu machen. Darüber hinaus werden zwei weitere strukturelle Aspekte bearbeitet, die Luhmann unzureichend behandelt: Macht und Kultur. Macht wird als abhängig von der Ungewissheitszone gesehen, die kontrolliert werden kann (Crozier / Friedberg) und es wird gezeigt, wie etwa hierarchische Macht die Entscheidungsfindung erleichtert (94). Kultur wird als Komplex von oft unbewussten, emergent entstehenden Verhaltensmustern definiert. Deutlich wird das, was auch das Management schon kennt: sie wirkt konservativ.

Dieses Buch unterstützt ungewöhnliche Thesen mit nachvollziehbaren Argumenten und zahlreichen Beispielen. Sein besonderer Verdienst ist, dass durch den ständigen Verweis auf die Klassiker des Faches die systemtheoretische Behandlung der Organisation in die Organisationstheorie einbettet wird. Klar wird, wie stark sie der verhaltenswissenschaftlichen Entscheidungstheorie und insbesondere Karl Weick verpflichtet ist. Kritisch könnte man sehen, dass die gesellschaftstheoretischen Erkenntnisse der Systemtheorie wenig Anwendung finden.

Kommentar

Die hier vorgestellten Bücher zeigen einerseits, welche Vielfalt von sozialen Phänomenen mit dem Instrumentarium der luhmannschen Systemtheorie erklärt werden können, andererseits, dass diese Theorie auch konzeptueller Weiterentwicklungen und einer intensivierten empirischen Anwendung bedarf.

Weiterentwicklungen scheinen insbesondere im Bereich der Verhältnisse zwischen Systemen notwendig. Wie die Texte von Fuchs verdeutlichen, betrifft dies in erster Linie das Verhältnis zwischen psychischen und sozialen Systemen. Die Umstellung von Handlung auf Kommunikation macht eine Theorie der psychischen Systeme erst recht notwendig. Denn Akteure gehören definitiv nicht mehr zu sozialen Systemen, sondern stellen eine autonome Ebene dar. Wie lässt sich aber dann die Besonderheit dieser Ebene charakterisieren? Das ist keine Frage, die man der Psychologie überlassen kann, weil Akteure zwar in

der Umwelt von sozialen Systemen, aber zugleich Voraussetzung für das Soziale sind und für kontinuierliche Irritation sorgen. Mechanismen und Formen dieser Irritation sind aber im Rahmen der Systemtheorie noch nicht erschöpfend erklärt worden. Eine Verarbeitung der Unterscheidung von Psychischem/Sozialem könnte nicht nur dazu beitragen, bestehende Zweifel in Bezug auf die genannte Umstellung zu klären, sondern auch die Rezeption der Systemtheorie erleichtern.

Ein weiterer ausbaubedürftiger Aspekt ist das Verhältnis zwischen Funktionssystemen und auch zwischen diesen und anderen Systemebenen wie Organisationen und Interaktionen. Denn während Luhmann feststellt, dass Autonomie ohne Leistungsaustausch und Autopoiesis ohne strukturelle Kopplung nicht zu denken sind, beschäftigt er sich in seinen Monografien eher mit den Eigen-dynamiken verschiedener Systeme und entwickelt nur eine unzureichende Be-grißlichkeit, um ihre Verhältnisse zu erläutern. Krönig nimmt dies mit guten Gründen als theoretischen Ausgangspunkt und versucht empirisch beobachtbare Phänomene der wechselseitigen Bezugnahme von Funktionssystemen theore-tisch zu fassen.

Aus den vorgestellten Beiträgen wird auch klar, dass eine intensivierte em-pirische Anwendung der Systemtheorie fällig ist und dass diese erstaunlich er-giebig sein kann. Mit der Ausnahme von Esser diskutieren die Autoren nicht methodologische Probleme der Systemtheorie – ein durchaus aktuelles Thema. Allerdings wird in vielen Beiträgen aus dem Sammelband von Runkel und Bur-kart betont, dass die Systemtheorie eine Metatheorie ist und dass es jetzt wichtig ist, für einzelne gesellschaftliche Bereiche genauere Untersuchungen zu liefern, die internen Differenzierungen nachzugehen. Es gilt etwa, die vielen Formen des Politischen oder die Respezifikation religiöser Kommunikation in verschiede-nen konkreten religiösen Semantiken und Traditionen zu untersuchen. Zu die-sem Zweck wird es einerseits notwendig, an das Wissensgut der einzelnen For-schungsfelder anzuschließen, andererseits eigene Empirie zu betreiben. Wie das mögliche ist, zeigen z. B. die Analysen historischer Dokumente von Fuchs. Eine Systemtheorie, die den Bezug auf konkrete soziale Phänomene nicht vergisst, kann sogar für die Praxis fruchtbar werden, wie Simon für den Fall des Mana-gements zeigt.